

IM PARADOXEN SINN ERFAHREN

David Steindl-Rast, USA

Vorerst danke ich Ihnen für die Gelegenheit, noch ein zweites Mal hier ein Referat halten zu dürfen. Diesmal werden wir auch Gelegenheit haben für ein Gespräch, auf das es mir sehr ankommt. Im vorhergehenden Referat haben wir gehört, wie wichtig das Gespräch für jedes Verständnis ist. Ich bin Herrn Funke sehr dankbar für sein Referat. Es hat mir nicht nur sehr gut gefallen, es hat uns auch schon vorbereitet auf die Gedanken, die ich jetzt mit Ihnen besprechen möchte. Mein Referat kommt von einer ganz anderen Perspektive, es geht aber auch mir um diese Grundbewegung des Sich-selbst-Erfassens. Wir wollen dieses schöpferische Sich-Ergreifen im Kind, das kreative Grundgeschehen, wie es Herr Funke genannt hat, ins Auge fassen.

Die Frage, mit der wir beginnen können, ist: Was können wir dem Kind diesbezüglich zumuten? Wir müssen dabei von der Schöpferkraft des Kindes sprechen, von der dichterischen Schöpferkraft. Es handelt sich ja darum, die Wirklichkeit zu verdichten und so zu begreifen, besonders im Hinblick auf die Bewältigung von Widersprüchen. Unsere Frage lautet also: Was können wir der dichterischen Schöpfungskraft des Kindes zutrauen? Ich hoffe, daß wir am Ende dieses Referates auf diese Frage eine Antwort geben können.

Eingangs müssen wir uns auch noch fragen: Wie fügt sich unser Thema »Im Paradoxen Sinn erfahren« in den größeren Bereich vom »Aufwachsen in Widersprüchen« ein? Die Antwort wird sich aus dem Verständnis dessen, was Sinn-Erfahrung ist, ergeben.

Was ist also Sinn? Was meinen wir, wenn wir von Sinn sprechen? Sinn ist zunächst das Ziel des Nachsinnens, das Ziel des Sinnens; und Sinnen, das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung (es ist ein sehr altes Wort in der deutschen Sprache) heißt Auf-dem-Weg-Sein. Der Sinn ist also das, worin wir zur Ruhe kommen; das Ziel des Auf-dem-Weg-Seins ist das Zur-Ruhe-Kommen. Der Sinn ist das, worin wir daheim sind. Wenn etwas für uns Sinn hat, dann sind wir darin zur Ruhe gekommen. Das brauchen wir nicht weiter zu erörtern, das kann auch nicht weiter bewiesen werden. Wir alle erfahren Sinn im Erlebnis des Daheimseins.

Dem Sinn ist der Zweck gegenüberzustellen. Zweck ist ein ganz anderes Wort, obwohl wir häufig Sinn und Zweck verwechseln. Zweck ist auch Ziel, aber von Tätigkeit, nicht von Sinnen, nicht von Nachsinnen. Zweck ist Zielpunkt einer Tätigkeit. Das Wort Zweck hat ursprünglich Nagel bedeutet. Wir haben heute noch das Wort »Zwecke« für Nagel. Den Nagel auf den Kopf zu treffen, das ist der

Zweck einer Tätigkeit. Tätigkeit führt aber zu weiterer Tätigkeit, nicht zu der Ruhe des Daheimseins, wo wir Sinn finden. Es gibt nämlich sinn-volle und sinn-lose, ja sogar widersinnige Tätigkeit.

Eine Tätigkeit wird erst dadurch sinnvoll, daß wir in ihr Sinn finden. Sinn finden wir aber nicht durch Nachdenken, sondern durch Nachsinnen. Das Denken ist dem Handeln gegenübergesetzt, aber das Sinnen steht im Gegensatz zu dem Sich-im-Handeln-Verlieren. Denken und Handeln als solche sind wertfrei. Ich kann richtig oder irrig denken, ich kann lebensfördernd oder lebensstörend handeln. Sinnen hat jedoch immer eine positive Bedeutung. Und was dem Sinnen gegenübersteht, hat immer eine negative Bedeutung: sich im Handeln verlieren. Wir sollten bedenken, wie eng Sinnoffenheit und Sinnfreudigkeit mit spielerischem Nachsinnen zusammenhängen. Wie wichtig ist es also, Kindern die Sinnenfreudigkeit, die Sinnoffenheit nicht zu nehmen, sondern sie bewußt zu fördern. Wie spielend werden sie dann Sinn finden.

Wir denken mit dem Kopf, wir sinnen mit dem Herzen. Wir sinnen als ganze Menschen, daher auch mit dem Kopf. Das ist kein Widerspruch. Herz im vollen Sinn bedeutet den ganzen Menschen, nicht nur den Kopf, aber auch nicht nur die Gefühle, sondern Denken, Fühlen, Wollen – Leib, Seele, das ganze menschliche Wesen. Wenn wir so vom Herzen sprechen, im traditionellen Sinn des Wortes, dann bedeutet Herz: unsere Mitte, unsere innerste Mitte, unsere paradoxe Mitte. Paradox, weil im Herzen die Widersprüche am deutlichsten werden, aber zugleich überbrückt sind.

In unserem Herzen, in unserer innersten Mitte sind wir wir selber. Im Herzen sind wir am intimsten eins mit uns selber aber zugleich auch (und da kommt schon eines der Paradoxe herein) eins mit allen anderen. In unserem innersten Herzen sind wir allein, sind aber in keiner Weise einsam, sind in keiner Weise abgetrennt von anderen, sondern gerade am tiefsten mit allen anderen verbunden. Das erleben wir auch, wenn wir einem Menschen begegnen, der wirklich aus dem Herzen lebt, aus dem Herzen spricht, aus dem Herzen handelt. Dieser Mensch ist nicht vereinsamt, sondern gerade durch dieses Einssein mit sich selbst offen für die Begegnung.

Im Herzen sind wir also wir selber und zugleich mit allen und allem verbunden. Im Herzen sind wir allein und zugleich all-eins. Bei uns selbst sein, eins mit uns selbst, das ist gar nicht so selbstverständlich. Sehr häufig sind wir ja zerrissen und zersplittert. Wenn wir aber dieses innerste Zentrum, die Mitte unseres Selbst, erreichen, sind wir eins mit uns selbst und sind eins mit allen anderen, nicht nur allen anderen Menschen, auch mit allen Geschöpfen, der ganzen Welt und eins mit Gott.

Augustinus, von dem man hier in Salzburg in den Kirchen manche Bilder und Statuen sieht, wird oft ein Herz haltend dargestellt. Das Herz ist sein Symbol in der Ikonographie der Heiligen, weil er der große Lehrer über das Herz ist. Augustinus ist bekannt durch zwei Sätze, die dieses Paradox des Herzens ganz deutlich aussprechen; sie scheinen in Widerspruch zueinander zu stehen. Einerseits sagt er: In

meinem innersten Herzen ist Gott mir näher als ich mir selbst bin, weil Gott das Selbst meines Selbst ist. Aber derselbe Augustinus sagt andererseits, und dieses Wort ist noch besser bekannt: Ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir, o Gott. Nur in Gott, als dem Urquell von Sinn, findet unser rastloses Herz Ruhe. Das Paradox des Menschenherzens drückt sich aus im scheinbaren Widerspruch zwischen diesen beiden Sätzen des großen Heiligen. Daheimsein in Gott und immer auf der Suche sein nach Gott; in dieser Spannung erfahren wir Gott, erfahren wir das Leben, leben wir das Paradox. Und im Paradox erfahren wir Sinn.

Paradox ist das, was der allgemein üblichen Meinung widerspricht. So widerspricht es der allgemein üblichen Meinung, daß Sinnen über Denken hinausgeht. Es ist aber so, weil Leben über Logik hinausgeht. Leben widerspricht zwar nicht der Logik, geht aber weit über sie hinaus. Lebenswahrheit geht über das nur Logisch-Richtige hinaus. Und Lebenswahrheit finden, heißt Sinn finden.

Noch ein weiteres Paradox ist im Begriff des menschlichen Herzens enthalten: Es ist das Herz, das die großen Fragen des Lebens immer wieder stellt. Aber auch die Antworten auf diese Fragen des Lebens können nur immer wieder aus dem Herzen kommen. Die tiefsten Fragen und die weisesten Antworten steigen aus dem Herzen auf. Wir müssen auf unser eigenes Herz hinhorchen, um wirklich uns selbst zu finden in den entscheidenden Fragen, und wir dürfen unserem Herzen vertrauen, daß es auch die Antwort schon weiß. Eine gut gestellte Frage beinhaltet ja immer schon die Antwort.

Es gibt letztlich nur zwei grundlegende Sinn-Fragen des Herzens: Wer bin ich? Und: Worum geht es im Leben? Wenden wir uns zunächst der ersten dieser beiden Fragen zu, der Frage: *Wer bin ich?* Im tiefsten fragt unser Herz das, von Anfang an: Wer bin ich? – Was bedeutet aber diese Frage? Die Betonung müßte da auf dem »bin« liegen. Die Frage erhebt sich ja gerade deshalb, weil ich weiß, daß vor nicht so langer Zeit ich noch nicht war. Es hat mich einfach nicht gegeben. Und ich weiß auch, daß ich in absehbarer Zeit nicht mehr sein werde, jedenfalls nicht in der Form, in der ich mich jetzt kenne. Ich war nicht, ich werde nicht sein, und trotzdem weiß ich, ich bin! Dieses »bin« ist aber, wenn wir recht zusehen, nicht der Zeit unterworfen; es ist ewig; ich kenne mich als ewig und muß mich doch in der Zeit verwirklichen.

Ich weiß nicht, ob ich da Herrn Funke wörtlich zitiere, aber so habe ich es herausgehört aus einem seiner Sätze: Das »ist« ist *die* große Frage. Ich weiß, ich bin, aber »bin« muß immer in der Gegenwart sein; wenn es in der Vergangenheit ist, heißt es »ich war«. Dann bin ich nicht, denn ich bin nicht mehr. In der Zukunft »bin« ich auch nicht; »ich werde sein«, aber ich bin noch nicht. Ich »bin« nur in der Gegenwart. Und diese Gegenwart, dieser gegenwärtige Augenblick ist etwas, was uns immerfort entgeht und entgleitet. Es ist im tiefsten Sinn fragwürdig.

Wir stellen uns das so vor, daß unser Leben ein langer Weg ist, eine Linie, die aus der Zukunft auf uns zukommt und in die Vergangenheit versinkt. Die kleine Weg-

strecke, auf der wir jetzt stehen, das ist die Gegenwart: hier *bin* ich. Solange wir aber von einer Wegstrecke sprechen, hindert uns nichts daran, diese Strecke in die Hälfte zu teilen. Die eine Hälfte ist dann nicht, weil sie nicht mehr ist, und die andere Hälfte ist nicht, weil sie noch nicht ist. Wo bin ich dann?

In dieser Klemme sind wir vielleicht geneigt, die Gegenwart nicht mehr als Zeitstrecke, sondern als Zeit-Punkt zu verstehen. Aber ein Punkt hat keine Ausdehnung; ein Zeitpunkt hat also keine Dauer, die doch zum Begriff der Zeit gehört. Sobald wir aber an Dauer denken, sind wir wieder beim Bild einer Zeitstrecke und eine Strecke läßt sich immer halbieren: die eine Hälfte ist nicht mehr, die andere Hälfte ist noch nicht. Hat also unser Bewußtsein von »ich bin« überhaupt Platz in der Zeit? Nein. Wir existieren, und existieren heißt wörtlich: herausreichen, herausstehen. Wir reichen heraus aus der Zeit ins Sein, ins Ewige. Ewig heißt ja nicht: lange, lange Zeit; Ewigkeit ist - wie Augustinus definiert - das »nunc stans«, also das Jetzt, das niemals vergeht. »Ich bin« gehört also zur Ewigkeit, zum Jetzt, das bleibt. Dieses bleibende Jetzt kennt schon jedes Kind, wenn es nur versteht, was »ich bin« heißt. Jeder Mensch reicht eben existenziell über die Zeit in die Ewigkeit hinein, in das Sein. Ich muß mit dieser Spannung leben, daß ich der bin, der dieses »bin« nie in der Zeit findet und es doch in der Zeit verwirklichen muß.

Eben da erhebt sich nun die existenzielle Frage des Menschen: Wer bin ich denn? Und das heißt letztlich: Wie bin ich, von Zukunft verunsichert und von Vergangenheit ausgelöscht, dennoch verbunden mit dem, was wirklich ist? Was ist meine Beziehung zum Wirklich-Seienden, zum Sein? Das ist die Frage, die hinter dem: Wer bin ich? steht. Das Herz des Menschen hat von Anfang an schon immer diese Frage gestellt und stellt sie immer neu. Jedem Menschen stellt sich diese Frage, ob das reflexiv erfaßt und deutlich ausgesprochen oder nur so ganz ahnend erlebt wird. Die Frage ist da und das Herz gibt auch die Antwort darauf. Aber auf eine solche Frage kann man nur eine Antwort geben, unter der jede logische Ausdrucksweise zusammenbricht, denn die logische Sprache ist zu schwach, um das Gewicht einer solchen Wahrheit auszuhalten. Tiefste Einsichten und letzte Wahrheiten über unser menschliches Dasein lassen sich nur dichterisch ausdrücken. Deshalb gibt das menschliche Herz auf die letzten Fragen immer dichterische Antworten, und die heißen Mythen.

Mythos in diesem Sinn ist keineswegs etwas Unwahres. Oft verwenden wir das Wort falsch und sagen: Das ist ja gar nicht wahr, das ist nur ein Mythos. Wenn es wirklich Mythos ist im vollen Sinn des Wortes, dann ist es nicht nur wahr, sondern überwahr; dann ist es Ausdruck dessen, was sich in logischer Sprache nicht mehr fassen läßt. Der große Mythos, der auf die Frage des Herzens: Wer bin ich? Antwort gibt, ist der Mythos, den wir in der Anthropologie als Schöpfungsmythos kennen. Mythos ist genau genommen das, worüber man eigentlich schweigen müßte. An der Grenze unserer Sprache geziemt es sich zu schweigen. Das, worüber ich eigentlich sprachlos bin, spreche ich gerade noch dichterisch im Mythos aus. So

spricht der Schöpfungsmythos dichterisch über das, was unser Herz als Antwort auf die Frage: Wer bin ich? erkennen kann.

Es gibt Tausende von Schöpfungsmythen, die den Anthropologen bekannt sind. Aber alle haben eine ganz ähnliche innere Struktur, wenigstens dort, wo sie uns noch voll erhalten sind, wo sie gesund sind. Es ist gut, diese Struktur des Mythos zu verstehen, denn nur wenn wir die kennen, werden wir den Mythos auch dort erkennen, wo das Kind diesen Mythos selber dichterisch schafft. Ich werde Ihnen dann später ein Beispiel dafür geben.

Der uns bekannteste Schöpfungsmythos ist gewiß der Schöpfungsbericht aus dem Buch Genesis. An ihm sieht man die typische Form ganz deutlich. Der erste Bestandteil jedes Schöpfungsmythos ist selbstverständlich der Schöpfer, dessen Existenz nicht weiter hinterfragt wird. Der Mythos beginnt also mit unserem ewigen Gegenüber, das wirklich *ist*. Der Mythendichter bemüht sich um immer neue Namen, um dieses absolute Dasein dichterisch auszudrücken: Vater, Großvater, der Uralte. Oder der Mythos nennt den Schöpfer: Vater im Himmel. Mit Himmel ist hier das Firmament gemeint, der blaue Himmel, der immer da ist. Dann ist der Schöpfer ein Vater, der so ist wie der Himmel, über alle Veränderungen erhaben. Mutter oder Großmutter wird der Schöpfer auch manchmal genannt, aber das ist selten in unseren Mythen, weil diese schon durch Jahrtausende patriarchalischer Kultur gefiltert wurden; da können wir uns im Augenblick nicht helfen, wir müssen einfach darauf schauen, was dahintersteht. Dahinter steht nicht Vater oder Mutter, sondern jenes Gegenüber, das ganz anders als wir sagen kann: »Ich bin«. Der Schöpfungsmythos muß jetzt eine Antwort geben auf die Frage: »Wie bin ich« bezogen auf dieses wahre »Ich bin« des Ewigen?

Da kommt nun der zweite Bestandteil jedes Schöpfungsmythos ins Spiel, nämlich das Material, aus dem alles geschaffen wird, auch ich. Hier geht nun die Bemühung des Mythendichters dahin, das Material so nichtig, so bedingt, so gegenstandslos wie möglich darzustellen. Beim ersten Bestandteil des Mythos zeigte sich das Bemühen, das, was ist, so absolut und bleibend wie nur möglich darzustellen. Darum erhebt sich auch niemals die Frage: Ja, wo kommt denn der Schöpfer her? Das ist keine Frage. Der Schöpfer ist einfach da. Damit beginnt der Mythos. – Jetzt aber, wenn das Geschöpf in den Blick kommt, da zeigt sich in der mythischen Erzählung das Bemühen, das Material so gering wie möglich zu machen, so nahe wie möglich an nur potentiell Sein heranzukommen. In dichterischen Bildern läßt sich reine Möglichkeit freilich nur schwer ausdrücken, daher spricht der Genesismythos etwa von Erde, vom Ackerboden – Möglichkeit des Wachsens. Oder er spricht von Lehm, aus dem etwas geformt wird: reine Möglichkeit der Formgebung.

Auch in anderen Schöpfungsmythen, die gar nichts mit dem biblischen Mythos zu tun haben, finden sich ähnliche Bilder. Das menschliche Herz erfindet diese Mythen ja immer wieder neu, unabhängig. Es sind im Grunde immer wieder die gleichen Antworten auf die gleichen Urfragen. Ein Indianerstamm sagt es so: Der

Schöpfer hat nur Steinchen und Stöckchen verwendet, um die ganze Welt zu machen. Oder, noch einfallsreicher, das Material ist nichts als ein Traum, als ein Gedanke, ein reiner Gedanke des Schöpfers. In einem polynesischen Schöpfungsmythos muß sich der Schöpfer bemühen, diesen Traum überhaupt in die Hand zu bekommen; er ist so flüchtig, er kann ihn zunächst nicht erfassen. Dann endlich hat er sie erwischt, diese Traum-Materie. Er preßt sie zusammen und trampelt darauf lange Zeit, bis das flüchtige Material ganz fest zusammengedrückt ist, dann sagt der Schöpfer: Jetzt habe ich einen Ort, auf dem ich stehen kann; jetzt kann ich eine Welt erschaffen. Das ist der Anfang, so schön dichterisch ausgedrückt. Ich werde dann gleich einen Schöpfungsmythos der Apachen erzählen, in dem dieses Bemühen um reine Möglichkeit noch ein Stück weiter getrieben ist.

Aber es kommt noch ein dritter Bestandteil dazu. Dieses dritte Element in jedem Schöpfungsmythos ist die innige Verbindung zwischen dem, der ist, und uns, die wir reine Möglichkeit sind; die eigentlich nicht sind, aber auf dem Weg sind, göttlich zu werden, auf dem Weg sind, wirklich zu sein. Die dadurch auf dem Weg sind, daß sich das Göttliche in uns entfaltet. Das ist die tiefste Erfahrung unseres Herzens. Und das Herz drückt diese Erfahrung dann dichterisch aus. Das sind also die drei Bestandteile des Schöpfungsmythos: Der, der ist; wir, die – als Material – reine Möglichkeit sind; und die innigste Verbindung dieser beiden Faktoren, die man jetzt irgendwie in einer Geschichte ausdrücken muß.

Wir kennen das vom Genesismythos. Der beginnt mit: »Am Anfang Gott.« Am Anfang Gott. Das will sagen: nichts vorher. Der Schöpfer kann nicht hinterfragt werden. Das wird schon sehr früh so ausgedrückt: Nichts vorher, nichts darüber, nichts darunter, hier ist der Beginn. Am Anfang Gott. Dann: Das Material, die Erde vom Ackerboden oder der Lehm, aus dem der Töpfer etwas macht, das aber noch nicht lebendig ist. Und schließlich diese innige Verbundenheit: Lebensatem. Unserem Leben wird das göttliche Leben zuteil. Das wird ganz bildkräftig im Genesis-Mythos ausgedrückt. Der Schöpfer bläst diesem Lehmklotz, dieser Lehmfigur, durch die Nasenlöcher den Lebensatem ein. Eine innigere Verbindung zwischen uns, die wir reine Möglichkeit sind, und dem, was wirklich ist, läßt sich dichterisch kaum ausdrücken. Wir sind die, die mit dem Lebensatem Gott lebendig sind.

Dazu nun eine Parallele, einen Apachen-Schöpfungsmythos. Von ihm wissen wir, darum habe ich ihn auch ausgewählt, daß er vom Genesismythos keineswegs beeinflusst war; er steht für sich, weist aber doch so offensichtliche Parallelen auf. Es beginnt damit, daß der Schöpfer von einer Arbeit zur andern geht und alles erschafft. Sein Hund geht natürlich mit ihm, denn ein Indianer kann sich nicht vorstellen, daß jemand von Arbeit zu Arbeit geht ohne den Hund. Der Schöpfer geht also mit dem Hund, und jetzt beginnt alles mit einer Frage des Hundes. Der fragt: »Großvater, wirst Du immer bei mir sein?« Der Schöpfer antwortet, und das ist schon die Vorwegnahme der Gebrochenheit, die wir Sündenfall nennen: »Ja vielleicht wird einmal eine Zeit sein, wo ich sehr weit weg sein muß.« Darauf sagt der

Hund: »Oh, in diesem Fall, mach mir doch einen Gesellen, mach mir jemand, der mir Gesellschaft leisten wird.« Also weil Hunde Gesellschaft brauchen, drum sind wir alle hier. Das steht dahinter. Es tut uns gut, das einmal aus dieser Perspektive anzuschauen.

Daraufhin legt sich nun der Schöpfer auf den Erdboden (wieder die Erde, die unbegrenzte Möglichkeit des Formbaren). Der Schöpfer legt sich auf den Erdboden und sagt zum Hund: »Zeichne meinen Umriß auf die Erde.« – Also reine Möglichkeit. Und der Hund zeichnet den Umriß, so wie Kinder das manchmal im Schnee machen, zeichnet den Umriß des Schöpfers auf den Erdboden. Dann sagt der Schöpfer: »Und jetzt geh weg und schau dich nicht um.« Der Hund geht weg, ist aber gleich neugierig, schaut sich um und ruft voller Staunen: »Aber Großvater, da liegt ja jemand, wo Du gelegen bist.« Der Schöpfer sagt: »Schau nicht, geh weiter.« Der Hund geht weiter, aber schaut sich wieder um. »Großvater, da sitzt ja jemand, wo Du gelegen bist.« – »Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht schauen, geh weiter.« Dann: »So jetzt kannst du schauen«, sagt der Schöpfer. Und der Hund, ganz freudig: »Großvater, da steht ja jemand, wo Du gelegen bist.« Er springt liebevoll an dem Menschen hinauf, der dort steht. Der Schöpfer schaut ihn auch an und sagt: »Nicht schlecht, nicht schlecht!« Der Hund ist ganz begeistert: »Wunderbar ist er, wunderbar!«

Aber der Mensch kann nichts tun, er steht einfach dort. Jetzt belebt ihn also der Schöpfer. Er stellt sich hinter diesen Menschen, wie eine Mutter, die das Kind gehen lehrt, und gibt ihm einen kleinen Stoß: »Geh doch, mach Schritte.« Der Mensch beginnt zögernd zu gehen. Der Schöpfer gibt ihm einen stärkeren Stoß: »Jetzt lauf!« Der Mensch beginnt zu laufen, er läuft im Kreis herum. Der Hund läuft mit ihm und ist voll Begeisterung. Dann kommt der Mensch zurück, und da sagt der Schöpfer: »Und jetzt sprich!« Aber der Mensch kann nicht sprechen, er muß vier Mal aufgefordert werden. »Sprich, sag doch etwas, mach Worte.« Endlich läßt der Mensch einen Schrei heraus, er spricht. Sein erstes Wort ist eine Frage: »Was jetzt? – Was soll ich jetzt tun?« Da lacht der Schöpfer, auch der Mensch beginnt zu lachen, der Hund beginnt lustig zu bellen, und der Schöpfer sagt: »Gut! Jetzt kannst du lachen, jetzt bist du lebensfähig.« Darauf nimmt der Mensch den Hund und geht weg.

Dieses Weggehen gehört ganz wichtig zur Geschichte, denn das ist ja jetzt die Antwort auf die Frage: Wirst Du immer hier sein? Ich werde immer hier sein, aber vielleicht werde ich sehr weit weg sein müssen, weil du weggehst. Ich bin immer hier, aber du gehst weg. Damit ist also auch schon das, was wir die Geschichte vom Fall nennen, irgendwie angeklungen: Der Mensch geht weg mit seinem Hund, hinaus. Das also ist ein indianisches Beispiel der Schöpfungsgeschichte.

Und nun, wie ich versprochen habe, ein Beispiel der mythenschöpferischen Kraft der Kinder, ein besonders schönes Beispiel.

Ein Kind zeigt auf in der Rechenstunde, ein achtjähriger Bub, und er fragt den

Lehrer: »Wie entstehen eigentlich Edelsteine?« Das paßt natürlich nicht zum Einmaleins und darum sagt der Lehrer: »Das erzähle ich dir dann später.« Wenn aber Kinder solche Fragen stellen, dann muß man immer tief hinhorchen und warten. So etwas zu fragen ist eine Form, die große Frage des Herzens auszudrücken: »Wer bin ich eigentlich?« Diese Frage wird vom Kind nie so abstrakt ausgedrückt. Sie wird dadurch ausgedrückt, daß wir fragen: »Was ist denn das? Wie entsteht es denn?« Und wir identifizieren uns mit dem Ding – hier mit dem Edelstein.

Der Lehrer vergißt, wie wir das so oft tun, nach der Stunde auf die Edelsteine zurückzukommen. Das Kind kommt am nächsten Tag in die Schule und sagt: »Erinnern Sie sich an meine Frage nach dem Edelstein? Ich hab die Antwort selber gefunden; hier ist ein Gedicht, das ich gemacht hab.« Was dem Kind eingefallen ist, das hat es jetzt in einem Gedicht ausgedrückt. So etwas muß ja in einem Gedicht ausgedrückt sein, denn anders läßt sich eine so tiefe Einsicht gar nicht ausdrücken. Wie lautet nun das Gedicht? Es ist in der ersten Person Einzahl geschrieben und beginnt gleich mit »Ich« (es handelt eben vom Kinde selber) und es heißt »Der Edelstein«: *Ich liege tief, im Abgrund tief / und strahle alles an.* / (Das Ich ist reine Möglichkeit, ein Stein, fast nichts, wertlos, und noch dazu tief im Abgrund.) *Die gute Sonne*, (Sonne ist >Schöpfer<, immer da, so wie >Himmel<; sehr häufig ein Symbol für das, was ist und das Leben spendet) / *die mich rief*, / (Das »rief« zeigt jetzt die intime Beziehung als Angerufensein.) *die sagt*, (Sie gibt mir einen Namen, sie macht mich erst zu dem, was ich bin.) *ich bin ein Edelstein.* (Das ist grammatisch nicht richtig, aber so drückt es das Kind aus.) *Die Schlangen kriechen um mich her*, / (Ich liege ja da tief im Abgrund) *die dunkle Erde drückt mich schwer.* / *Doch glänz ich wie der Sonnenschein.* / *Ich bin ein Sonnenedelstein.*

*Ich liege tief, im Abgrund tief
und strahle alles an.
Die gute Sonne, die mich rief,
die sagt, ich bin ein Edelstein.
Die Schlangen kriechen um mich her,
die dunkle Erde drückt mich schwer.
Doch glänz ich wie der Sonnenschein.
Ich bin ein Sonnenedelstein.*

In diesem einen Wort »Sonnenedelstein« ist der ganze Schöpfungsmythos zusammengefaßt. Sonne: für das Kind die, die da ist; Stein: reine Möglichkeit, fast nichts. Die innigste Verbindung zwischen Sonne und Stein: der strahlende Edelstein. Wenn wir darauf vertrauen, daß Kinder aus dem tiefsten Herzen so etwas hervorbringen können, daß sie das wirklich können, dann können sie es auch. Denn mit diesem Vertrauen schaffen wir Raum, in dem sie sich entfalten können. Sie kennen wohl alle einen anderen Schöpfungsmythos des Kindes: in der frühen, oft vor-

sprachlichen Zeit ist eine der ersten typischen Zeichnungen des Kindes: die Sonne, meist oben, immer wichtig; das ist der Schöpfer. Das Bild ist zutiefst verankert in unserem Unterbewußtsein, das Schöpfersymbol, die lebenspendende Sonne. Darunter eine Blume, die meist ähnlich wie die Sonne aussieht, und oft sogar ein Gesicht zeigt. Da bin ich, reine Möglichkeit, das, was durch die Sonne aus der Erde hervorgebracht wird und selber zu einer kleinen Sonne wird. Da ist der ganze Schöpfungsmythos auf einem Blatt abgebildet. Das was reine Möglichkeit ist und die intimste Verbindung der beiden. Die Sonnenblume ist Ebenbild der Sonne, ist eine neue Sonne. Ich bin ein Sonnenedelstein. Ich bin eine Sonnenblume, sagt das Kind, bevor es noch sprechen kann.

Noch ein paar Worte über den zweiten Mythos, die zweite große Frage des Herzens. Wie gesagt, in diesen beiden Fragen gründen alle anderen Fragen. Wenn wir auf diese beiden Fragen Antwort geben können, sind alle anderen Fragen im Grunde gelöst oder doch lösbar. Die erste Frage lautete: Wer bin ich? – Die zweite Frage ist nun: *Worum geht es im Leben?*

Auf diese zweite Frage gibt ein anderer Mythos Antwort, auch wieder eine dichterische Antwort des menschlichen Herzens, und dieser Mythos heißt in der Anthropologie der Mythos vom Helden. Dieser Mythos hat auch drei Bestandteile. Hier spreche ich lieber von drei Phasen, denn es handelt sich ja beim Leben um eine Bewegung, einen Weg, und drei Phasen dieses Weges.

Zunächst würde ich vorschlagen, daß Sie an eine Heldengestalt denken, mit der Sie sich gut identifizieren können. Besonders geeignet ist ein Märchen oder ein klassischer Mythos. Oft zeigen sich aber die Phasen des Heldenmythos auch in einem Roman oder einer Novelle. Versuchen Sie, die drei Phasen, die ich beschreiben werde, in Ihrer eigenen Geschichte zu finden, in der Geschichte, die Sie sich ausgewählt haben.

Die erste Phase ist, daß der Held *ausgesondert* wird. Er muß etwas Besonderes haben. Das Rotkäppchen zum Beispiel muß ein rotes Käppchen haben, um so ausgesondert (unverwechselbar) zu sein. Die Besonderheit darf aber nicht so weit getrieben werden, daß man sich nicht mehr mit dem Helden identifizieren kann. Die Aussonderung dient ja nur dem Zweck der besseren Identifizierung dessen, was wir sind. Das »Wir« sind alle, für die diese Heldengestalt Vorbild ist. Eine Gruppe von Menschen wird zur Gemeinschaft eben dadurch, daß alle in der Gruppe den gleichen Helden haben, daß sie sich gemeinsam mit dem gleichen Ideal identifizieren können.

Wir haben jetzt das Wort »Ideal« gebraucht. Gemeint ist der Held, der Prinz, die Prinzessin. Der Held ist hier schön, geschickt, tapfer, auch wenn es nur das tapfere Schneiderlein ist. Aber nicht immer ist es so; manchmal erscheint als »Held« das häßliche Entlein, der Dümme, der Faulste, der Jüngste der Brüder, der von allen verachtet wird. Damit kann man sich ja auch identifizieren und unter Umständen viel leichter. Beides kommt vor. Das Entscheidende ist, der Held wird herausgeh-

ben zum Zweck der Identifizierung. Das wird dann oft noch sehr weit ausgespielt mit allen möglichen Formen, die da verwendet werden, um den Helden schon vor der Geburt auszuzeichnen, als lang erwartet, von Sternen angekündigt, auf besondere Weise empfangen, auf besondere Weise geboren und schon als Kind ganz auffallend.

Alle diese Formen der Aussonderung können oder können nicht vorkommen, aber eine letzte kommt immer irgendwie in der Erzählung vor: Der Held zieht jetzt aus, in die weite Welt hinaus. Er zieht hinaus und wenn es nur das Rotkäppchen ist, das in den Wald geht zur Großmutter. Der Held geht weg von zu Hause, ist ausgesondert aus der Gemeinschaft. Er muß das Leben allein bestehen. Wir leben in Gemeinschaft, wir gehören der Gemeinschaft an, aber wir müssen das Leben im Letzten allein bestehen. So geht also der Held hinaus. Das ist der letzte Teil dieser ersten Phase, der Aussonderung. Damit können wir uns gewiß identifizieren.

In der zweiten Phase kommt das *Abenteuer* auf den Helden zu. Abenteuer ist das Überwältigende. Der Dichter bemüht sich, das so überwältigend wie nur möglich zu machen, was wir doch bewältigen müssen. Es überwältigt uns und wir müssen es bewältigen. Wir können zwar nicht damit fertig werden – das wäre nicht die richtige Ausdrucksweise –, aber wir müssen es bewältigen. Darum geht es im Heldenmythos, das ist seine zentrale Aussage. Meine Analyse klingt vielleicht abstrakt, doch im Mythos ist dieser Höhepunkt voll Spannung. Es handelt sich im Mittelpunkt dieser Heldengeschichten oft um einen Drachenkampf oder ähnliches. Es geht jedenfalls darum, daß wir das Überwältigende bewältigen müssen. Die zwei typischen Erlebnisse dieser Art sind Liebe und Tod. Die müssen wir bewältigen, obwohl wir damit im Leben nie fertig werden können. Dementsprechend finden sich in der Mitte des Heldenmythos oft Liebe und Tod, und oft ganz eng miteinander verbunden. Um einer großen Liebe willen muß sich etwa der Held dem Tod aussetzen.

Wenn der Mythendichter nun wirklich sein Ziel erreicht in der Mitte der Geschichte, dann ist der Held so tot wie möglich; er ist nicht nur tot, sondern zerstückelt, aufgefressen, jedenfalls ganz und gar tot. Aber siehe – er lebt! Das bedeutet: Er vermeidet nicht den Tod, er geht durch den Tod hindurch in die Lebendigkeit hinein. Orpheus zum Beispiel. Er wird zerstückelt – doch sein Haupt singt noch, seine Leier ist unzerbrochen.

Und schließlich folgt – wie immer das jetzt vom Erzähler gestaltet wird – die dritte Phase: Der Held kehrt zurück – als *Lebensbringer*. Er kann jetzt als Lebensbringer zurückkehren, denn er hat ja erfahren, was Leben wirklich ist – es kommt immer aus dem Sterben. Das wissen wir ja selber, wenn wir uns fragen, worum es geht im Leben. Es geht darum, immer wieder zu sterben, aber immer wieder in größere Lebendigkeit hinein zu sterben. Diese vielen kleinen Tode, die mit dem Leben verbunden sind, vermitteln uns wenigstens eine Ahnung davon. Der Held kommt also als Bringer neuen Lebens zur Gemeinschaft zurück. Im Märchen ist es oft der

Prinz, der zurückkommt und das Lebenswasser bringt für die Prinzessin, die schon fast oder ganz tot ist. Sie wird wieder lebendig und alle, alle freuen sich. Es ist Hochzeit. Hochzeit ist das Bild für die festliche Gemeinsamkeit. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute ... Das ist dann das Ende ohne Ende: Hochzeit, hohe Zeit, Zeit ins volle Sein hinein überhöht.

Jeder echte Heldenmythos erzählt von diesen drei Phasen in irgendeiner Form. Hier darf ich vielleicht noch auf ein Beispiel aus der biblischen Geschichte hinweisen, auf die Geschichte von Josef, der von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft wird. Erst ist er ausgesondert; er ist der besonders Geliebte, der mit dem vielfarbigem Rock, der Träumer (– mit dem sich Kinder sehr leicht identifizieren können); er ist der Träumer, der wegen seiner Träume von seinen Brüdern zurückgewiesen wird. (Wer will heute schon einen Träumer haben!) Und dann wird er sogar von den Brüdern in die Zisterne geworfen, ganz tief ins Totenreich sozusagen. Sie wollten ihn töten, sie haben ihn auch für tot erklärt – haben ihn aber dann doch nur verkauft. Er muß nun durch all die Schwierigkeiten gehen; verleumdet von der Frau des Potifar, wird er in den Kerker geworfen. Endlich wird er aber doch zum Lebensspender, denn als die andern fast verhungern, wird er der Lebensretter. Und er kehrt – später – sogar heim. Weil die Heimkehr des Helden so wichtig ist, müssen – am Ende – wenigstens die Gebeine des Josef, der ja hochbetagt in Ägypten stirbt, mitgenommen werden ins Gelobte Land. Er muß zurückkehren als Lebensspender. Das gehört eben zu der Geschichte dazu.

Wenn Sie jetzt auf dieses Grundmuster aufmerksam geworden sind, wenn Sie offen dafür sind und es heraushören können aus Geschichten, dann hören Sie es aus fast jeder Geschichte heraus, weil uns dieser *Dreischritt des Lebens* zutiefst eingegeben ist. Weil dieses Schema so archetypisch in uns veranlagt ist, wird es sogar von der Reklame ausgenützt. Wenn Sie sich einmal kurze Fernsehreklamen daraufhin anschauen, werden Sie in vielen Fällen finden, daß sie auf dem Schema des Heldenmythos aufbauen: Zuerst etwas, mit dem man sich identifizieren kann; dann kommen Schwierigkeiten, ja, diese Schwierigkeiten wollen Sie doch nicht – ah, siehe da, es geht durch, und am Ende die große Freude, kein Problem, wir haben es gelöst. Sie brauchen Erlösung, und wir können Sie erlösen. – In hunderten Beispielen können wir das beobachten. Wenn wir zusehen, werden wir dasselbe Muster auch in Kindergeschichten immer wieder finden. Die besten Kinderbücher, ganz gleich, ob sie von Menschen oder Tieren handeln, werden oft nach diesem Helden-schema aufgebaut. Das ist etwas, was im Kind liegt; etwas, worauf man sich verlassen kann, worauf man pädagogisch aufbauen kann.

Wenn man darauf achtet, wird man auch hellhörig für Verzerrungen des Heldenmythos. In der Bibel haben wir zum Beispiel eine Heldengeschichte, in der unser Grundmuster auf den Kopf gestellt wird; es ist die Geschichte vom Propheten Jonas. Er ist von Gott ausgesondert, er will sich aber nicht aussondern lassen für seine Aufgabe, er flieht vor ihr. Sein Fliehen vor dem Er-selbst-Werden, die Flucht vor

dem, wozu er berufen wird, ist die Flucht in sein Schicksal hinein. Er zieht aus, aber eigentlich flieht er. Das ist die erste Phase, die Aussonderung. In der zweiten Phase wird unser Held ganz typisch vom Seeungeheuer aufgefressen, aber wieder ist unser Schema auf den Kopf gestellt: Er hat ja verlangt, daß man ihn ins Meer wirft. Und in der dritten Phase kommt er dann doch als Lebensbringer. Er predigt die Umkehr. Aber wieder handelt er gegen den Strich des echten Helden: Er erwartet nicht, daß die Stadt sich bekehrt. Er will eigentlich nur die Möglichkeit haben zu sagen: »Ich hab's euch gesagt, aber ihr habt nicht gehorcht.« Aber da kommt wieder eine Wendung: Siehe da, sie bekehren sich zu seinem größten Erstaunen! Und dann gibt es die große Freude aller der Bekehrten. Der einzige, der sich nicht mitfreut, ist unser Held, der unter seiner Staude sitzt, die vertrocknet ist, und sich ärgert. »Ich möchte am liebsten sterben«, sagt er. Ein Heldenmythos also, gegen den Strich erzählt.

Oder denken Sie an den Cowboy im Film. Der typische Cowboy ist ausgesondert, selbstverständlich schon durch das schöne, weiße Pferd, den riesigen Hut und die ganze Aufmachung komplett mit Pistolen. Wir sind eingeladen, uns mit diesem Helden zu identifizieren. Er reitet hinaus in das Schicksal und stößt auf das Abenteuer, Liebe und Tod und Schießen – alles ist drinnen. Er übersteht es sogar, aber am Ende kommt er zu keiner Gemeinschaft zurück. In keinem Cowboyfilm werden Sie die Rückkehr sehen. Der Cowboy reitet vielmehr allein in den Sonnenuntergang hinein. Jeder Anthropologe müßte sich fragen, was ist denn das für eine Gesellschaft, zu der der Held, mit dem sie sich identifiziert, gar nicht mehr zurückkommt? Es ist eine Gesellschaft, die den Einzelgänger verherrlicht, nicht die Gemeinschaft.

Zusammenfassend: Wenn das Ziel der Erziehung das Sinnfinden ist, auch in Widersprüchen, dann können wir es uns nicht leisten, darauf zu verzichten, immer wieder auf die großen Mythen zurückzukommen, durch die das horchende Herz Sinn findet. Und zwar Sinn gerade im Widerspruch, gerade im Paradox, in der Spannung zwischen Ewigkeit und Zeit, zwischen dem, was ist, und dem, was nur Möglichkeit ist, zwischen Leben und Tod. In dieser Spannung, in diesen Widersprüchen findet das Herz durch die dichterische Kraft des Kindes, des Kindes auch in uns Erwachsenen, Sinn. Mitten in Paradox und Widerspruch können wir also das finden, worin wir beheimatet sind, das, worin wir ausruhen können. Darauf dürfen wir uns verlassen in Erziehung und Leben, darauf müssen wir uns auch verlassen. Ich weiß nicht, ob Anthony de Mello Ihnen ein Begriff ist; in Amerika ist er ein viel gelesener Autor. Er paraphrasiert einmal die Stelle in Matthäus 16,13 ff. »Für wen haltet ihr mich?« in einer modernen Fassung, die für Erzieher und Religionslehrer manches zu sagen hat. In der Bibelstelle fragt Jesus: »Für wen halten die Menschen mich?« Und dann: »Für wen haltet ihr mich?« Darauf gibt Petrus die Antwort: »Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.« Und Jesus sagt zu ihm: »Selig bist du, Simon, Sohn des Jona, denn nicht Fleisch und Blut haben dir das geoffen-

bart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.« Und jetzt kommt die Religionsstunde; da fragt Jesus, vielleicht in der Form des Religionslehrers: »Und für wen haltet ihr mich?« Und der Fritzl weiß das sofort: »Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!« Aber da – sagt nun Anthony de Mello – erwidert Jesus: »Unglücklich bist du, Fritzl, Sohn des Johann, denn Fleisch und Blut haben dir das geoffenbart und hatten nicht die Geduld zu warten, bis mein Vater im Himmel es dir offenbart!« Eben diese Geduld müßten wir haben. Aber diese Geduld können wir nur haben, wenn wir dem Kind mythenschöpferische Kraft zutrauen. Auf dieses Vertrauen kommt es an. Wir dürfen fest vertrauen, daß das Menschenherz – auch schon beim Kind – auf die tiefsten Fragen auch die tiefsten Antworten finden wird, auch mitten in Paradox und Widerspruch. Daher lautet die Antwort auf unsere ursprüngliche Frage: Was können wir der dichterischen Schöpferkraft des Kindes zutrauen? Alles! Wir dürfen und sollen es tun.